

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Das Kabelstück.

Von Fritz Müller (Partenkirchen).

Das war ums Jahr Hunderttausend herum.

Die Meere und die Kontinente hatten sich verschoben. Was früher trocken war, das war jetzt naß. Und was Meer war, ward Gebirge. Zwei neue Eiszeiten hatten sich dazwischen geschoben und eine tropische Ära. Und durch alle Gefahren und Schwierigkeiten hindurch hatte sich die Menschheit in einer ununterbrochenen Entwicklung vervollkommenet.

Und jetzt war Schluß. Jede Entwicklung hat einen Punkt. Ueber den hinaus greift der Arm des Forschers und des Priesters in die Leere. Die Menschheit war am Ende ihres Strebens. Mehr zu erreichen, war nicht möglich.

Man hatte den Erdball durchleuchtet. Man hatte sich mit Wesen auf anderen Sternen verständigt. Bloß lag das Geheimnis alles Lebens. Die Tiere und die Pflanzen hatte man gezwungen, ihre Seele zu enthüllen. Man hatte Instrumente, die das Metall, den Stein zum Reden brachten.

„Es war einmal, es war ...“

Man konnte alles. Man wußte alles.

Zu jener Zeit war es, da stiegen zwei Menschen im Atlantischen Gebirge herum. Das war da, wo sich früher der Atlantische Ozean dehnte.

Die beiden Menschen hatten keine Sorgen. Sorgen waren längst verschwunden, seit alle Erdenträfte für den Menschen auf leisen Anruf tätig waren.

Die beiden Menschen wollten nichts entdecken. Nichts gab es zu entdecken mehr.

Die beiden Menschen hatten keine Wünsche. Da Wünschen und Erfüllung eins geworden waren, stellte man die Wünsche in den Keller.

Was die beiden ihres Zeichens waren? Ach, ihres Zeichens — Zeichen gab es keine mehr. Die beiden waren Ingenieure, waren Professoren, Aerzte, Richter, Kapitäne, waren alles an Berufen, was sich denken läßt. Waren alles und waren nichts. Denn es war die Zeit, wo alle alles wußten.

Als sie so durch das Gebirge schlenderten, wurden sie müde. Sie setzten sich auf ein Felsenstück.

„Sieh da,“ sagte einer, „was da in dem Boden steckt; es sieht aus wie ein Haifischzahn.“

„Im, Carcharodon Rondellii, Zähne 5,7 Zentimeter, lebte um zweitausend, starb gegen dreitausend aus,“ sagte sein Gefährte.

„Stimmt, kam auch im Mittelmeer vor und hatte zwölf Meter Länge — ich will mir den Zahn zum Andenken mitnehmen.“

Aber der Zahn ging nicht so leicht heraus. Auch nicht, als der andere half.

„Der steckt nicht im Boden, sondern in einer versteinerten Schlange, soviel mir scheint.“

„Im, versteinerte Schlange.“

Dann nahmen sie den Stock zu Hilfe und spitzte Steine und gruben die Schlange aus. Sie war ein paar Meter lang. Sie schüttelten den Kopf:

„Das ist keine versteinerte Schlange.“

„Sondern es ist ein versteinertes Kabel.“

Sie besahen sich den Querschnitt.

„Hat als Seele eine Biße von sechs Kupferdrähten gehabt.“

„Und ein rührend unbehilfliches Isoliermaterial.“

„Und noch nicht einmal Stahldraht hat die Armatur — kein Wunder, daß das ist.“

„Aus der Zeit eben, wo man noch Drähte brauchte zu elektrischen Mitteilungen.“

„Wollen's dem Museum überweisen?“

„Dawohl, aber vorher soll es uns seine Geschichte erzählen — gibt Delmen Apparat her.“

Sie legten das eine Kabelende in das Herz des Apparats, setzten Schläuche an die Ohren, drückten auf einen Knopf —

Wrrrr — der Apparat surrte, bohrte sich ins Kabel, daß es schrie und gezwungen wurde, seine Geschichte zu erzählen. Und das ist es, was die beiden hörten:

„Ich bin das erste atlantische Kabel.“ Und dann schwieg es.

„Weiter!“ sagten seine Hörer und drückten stärker auf den Knopf.

„Oh,“ schrie das Kabel und erzählte weiter:

„Ich wurde für unmöglich gehalten — der mich legte, war ein Held — ein Märtyrer — sie hießen ihn den Narren — sie verlachten ihn — sie erwirkten einen Kuratelbeschuß — sie beschlagnahmten sein Vermögen — sie steckten ihn ins Irrenhaus — Geistliche sagten, eine Sünde sei ein Kabel zwischen Kontinenten: Was Gott getrennt hat, soll man nicht verbinden — Gesehrte sagten, eine Entweihung der göttlichen Nacht des Ozeans sei ein Kabel — in der Schule sprach der Lehrer von Wahnsinn und ließ den „Taucher“ repetieren: Und begehre nimmer und nimmer zu schauen, was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen — mein Schöpfer aber sprang aus dem Irrenhaus — bettelte und arbeitete, arbeitete und bettelte — hielt Reden und ward verhört — hielt wieder Reden und entflammte in einer hohen Stunde einen Millionär — nun kam Geld zum Mut — Tag und Nacht fannen sie über meiner Konstruktion — hundertmal mißlang ich — und das hundertste mal ward ich geboren — unbehilflich, rührend unbehilflich —, wie ihr sagt, aber das erste Kabel — habt Respekt, das erste Tiefseekabel — eine Staffelleurer heutigen Vollkommenheit — ihr braucht mich nicht mehr heute, das ist wahr, aber euer Weg hat über mich geführt — ohne mich wär't ihr nicht ...“

Das Kabel machte eine Pause.

„Ist richtig“, nickten seine beiden Hörer, „erzähle weiter.“

Und das Kabel erzählte weiter.

„Auf zwei Schiffen wurde ich verladen — in Riesenringen lag ich auf den Schiffen, die in der Ozeanmitte nach den beiden Kontinenten auseinanderliefen — durch das dunkle Wasser glitt ich und durch Eisbergsche, und schmiegte mich in stiller Tiefe der alten Erde an das Herz — nimmer aber ließ ich die zitternde Hand meines Schöpfers los, der über mir Tag und Nacht an der Haspel stand, mit brennenden Augen, mit klopfendem Herzen: Kam noch ein Zeichen von dem anderen Schiff? — ja, es kam —, durch mich tickte, tickte der Elektrostrom — weh, wenn er ausblieb —, er blieb nicht aus —, an den Ufern der neuen und der alten Welt lagen meine Enden —, mein Schöpfer sandte durch die Baurpforte das erste Ozeantelegramm von einer Königin an einen Präsidenten —, und wartete und wartete —, auf das Zeichen wartete er —, kam der Tick, so hatte er gesagt —, kam er nicht, so hatte er umsonst gelebt, lange sah er da, und seine müden Hände umkrampften meinen Leib. — „Sprich!“ fluchte er mich an, „o sprich!“ — und ich mußte lange Stunden schweigen, bis mein Körper vollgefüllt war mit Elektrostrom — darüber ward es Nacht —, schwer sank meines Schöpfers Haupt auf den Marmortisch neben dem Apparat —, leer zu brennen schien sein Herz. — „Verspielt!“ flieg es dumpf in ihm herauf — da, ich machte einen „Tick“ und hörte einen Jubelschrei —, den Schrei vergeß ich nicht, so alt ich bin —, der Schrei ging um die Erde —, mit diesem Schrei rückten die Kontinente aneinander —, mit diesem Schrei gab's nicht nur Menschen, nein, gab es eine Menschheit.“

Und wieder schwieg das Kabel.

„Warum schweigst du?“ riefen seine Hörer.

„Im Ungedenken an das große Schweigen, damals nach den beiden ersten Telegrammen —, hilflos schnellten die Depeschen von den beiden Enden durch meinen Leib und ertranken an der Stelle, wo ihr jetzt steht —, denn ich war gerissen.“

„Und dann? Und dann?“

„Dann vernahm ich von meinem Schöpfer den zweiten Ruf, den ich nie vergessen werde.“

„Den Ruf der Verzweiflung?“

„Nein, den Ruf: Wohlan, wohlauf, laßt uns ein neues Kabel legen!“

Hier wurde das Kabel stumm auf immer. Es hatte nichts mehr zu erzählen. Zwei Männerköpfe sah es noch über sich gebeugt. Einen hörte es noch sagen:

„Ich wollte, Bruder, wir hätten noch in jener Zeit gelebt!“ Und der andere ergänzte:

„Wo es noch etwas zu entdecken gab, noch etwas zu irren, noch Aufgaben, an denen man verbluten oder siegen durfte!“

Das war das letzte, was das Kabel hörte. Und dann starb es.

Blühende Kiefern.

Wer von den Großstädtern hat schon einmal blühende Kiefern gesehen? Nur wenige sind es wohl, die diese Frage bejahen können, und dabei ist die Kiefer der am häufigsten vorkommende Baum in Norddeutschland. Die Hauptursache ist wohl, daß die Kiefer ihre Blüten nicht als Schau- oder Duftblüten ausbildet, so daß sie uns entgegenleuchten oder wir sie mit der Nase bemerken könnten. Sie laden keine Gäste aus dem Tierreich ein, denen sie Nektar bietet und die dafür die Bestäubung bei ihr übernehmen. Alle die Pflanzen, die auf Bienen, Hummeln, Schmetterlinge und sonstige Insekten angewiesen sind bei ihrem Fortpflanzungsgeschäft, müssen Lockmittel anwenden, um ihre tierischen Freunde auf sich aufmerksam zu machen. Und solche Lockmittel sind buntfarbige oder stark duftende Blüten.

Die Kiefer braucht nur den Wind als Mittler zum Weiterbestehen ihrer Art. Sie muß sich daher auf die Wünsche dieses lustigen Gesellen einstellen. Die Blüten werden an den äußersten Enden der Zweige ausgebildet, damit der Wind mit voller Kraft darin einwirken kann. Sie befinden sich an den jungen Trieben (Maitwischen), die im Mai wie leuchtende Kerzen an den Zweigenden stehen. Die Samenzapfen (weibliche Blüten) befinden sich an den äußersten Spitzen, es sind gestielte, kegelförmige, hellrot gefärbte Zapfen. Die Staubblüten (männliche Blüten) sitzen am Grunde der neuen Triebe, in dichte Ähren zusammengedrängt. Wir müssen also jetzt die Kiefer aussuchen, wenn wir sie in ihrer Blütezeit kennen lernen wollen. Jetzt im Mai ist die Zeit, in der sich bei ihr zwei Elternzellen vereinen, um ein Neues werden zu lassen, das wieder den Eltern ähnelt; jetzt begibt sich hier jenes heilige Wunder der Natur, als das uns jede Zeugung neuen Lebens scheinen muß.

Der Blütenstaub wird in geradezu verschwenderischer Menge erzeugt, so daß noch einem Gewitterregen Wasserpfützen und Gräben von den gelben Staubkörnern bedeckt sind. In früheren Zeiten konnte man sich diese Naturerscheinung nicht erklären, man glaubte, es habe Schwefel geregnet. Auch jetzt mag es noch abgelegene Winkel unserer Heimat geben, in denen „Schwefelregen“ bei abergläubischen Gemütern eine Rolle spielen. Die Samen der Kiefer brauchen längere Zeit, um auszureifen. Die Zapfen der Samenblüten entwickeln sich zu den bekannten Kiefernzapfen oder „Kienäppeln“, die die Samen enthalten. Erst im Spätherbst des zweiten Jahres sind diese ausgereift, und im nächsten Frühling verlassen sie die Zapfen. Im ersten Jahre vergrößert sich der Zapfen nur wenig; er neigt sich jedoch langsam nach unten. Im zweiten Jahre wächst um so schneller; die bisher grünen Fruchtschuppen verholzen und verfärben sich braun. Im März oder April des dritten Jahres trocknen die Schuppen so stark ein, daß sie auseinander spreizen und die reifen Samen herausfallen lassen. Jedoch öffnen sich die Zapfen nur bei trockenem Wetter und schließen sich wieder, sobald es regnet. Dadurch bleiben die Samen trocken und können vom Winde fortgeweht werden. Ebenso wie die Kiefer bei der Bestäubung auf den Wind angewiesen ist, muß er auch helfen, wenn die reifen Samen ihre Reise ins Leben antreten. I. Ch.

Modernes Kauderwelsch.

Von Karl Ettlinger (München).

Schon Riccaut de la Marlinière hat in „Minna von Barnhelm“ festgestellt: „Deutsche Sprak, arme Sprak, plump Sprak!“ Es hat ja lange gedauert, bis wir das eingesehen haben; aber — Gott sei Dank! — allmählich sind wir doch dahinter gekommen und bemühen uns, die deutsche Sprak zu bereichern. So haben wir jetzt eine ganze Menge Worte, die es zur Zeit unserer Sprachkundigen Klassiker noch nicht gab, wie zum Beispiel Ufa, Wetebe (Waldfisches Telegraphenbureau), Luli (Luitpold-Lichtspiele) usw. Ich bin entzückt. Diese Ver-Chinesierung der deutschen Sprak begeistert mich, und es ärgert mich nur, daß sie erst einen so geringen Umfang angenommen hat.

Nun, was an mir liegt, soll geschehen. Ich beschloß, die neue Sprachmethode Ballhorn durch den möglichst eifrigen Gebrauch im Alltagsleben noch populärer zu machen, und — heil mir! — die Gelegenheit bot sich bald.

Ich ging behaglich die Elbees (Landsberger Straße) entlang dem Habeha (Hauptbahnhof) zu, ohne mich um das Rattern der Esbe (Straßenbahn) zu kümmern, und war bereits bis zum Hape-Kape (Halteplatz Karlsplatz) gekommen, als mich plötzlich ein Herr ansprach. Ich hielt ihn zuerst für einen Münchener; aber bald war

ich inne, daß ich es mit einem Endebe (norddeutschen Bundesbruder) zu tun hatte. „Wie komme ich am besten nach der Schwabinger Brauerei?“ fragte er mich.

„Ah, zur Esbe wollen Sie?“ fragte ich freundlich, denn gegen Drufa (Ortsunkundige) soll man immer höflich sein, das erfordert schon der Ruf der Engemü (Münchener Gemütslichkeit). „Am besten, sofern Sie keine Aede (Autodrosche) nehmen, gehen Sie geradeaus, am Elbebe und Bekade (Liebig-Denkmal und Pettenkofer-Denkmal) vorbei, lassen das Kolupo (Café Luitpold) rechts liegen, kreuzen den Webepe (Wittelsbacher Platz), gehen dann immer dem Esbege (Straßenbahngleis) entlang, an der Esbibu (Staatsbibliothek) vorbei, durchs Esgeie (Siegestor) hindurch, und in höchstens einer Fautebe (Viertelstunde) sind Sie am Ziele.“

Der Fremde starrte mich einen Augenblick entsetzt an, flog einen markerschütternden Schrei aus und ergriff die Flucht. Beinahe hätte er dabei einen pensionierten Bewaue (Bahnverwalter), der gerade seinem Empida (Mopspintschersackel) pfiff, umgerannt. Was mich am meisten verdross: der Fremde schlug eine ganz falsche Richtung ein, obwohl ich ihm den Weg doch ganz klar und deutlich auseinandergesetzt hatte. Heut' gibt's! . . .

Mittlerweile war es Zeit geworden, an das Eintama (Mittagsmahl) zu denken. Spürte ich doch bereits ein menschliches Rühren in der Emgege (Magengegend) und ich schwenkte daher nach meiner Esape (Stammkeipe) ab. Schnell hatte ich die Eseska (Speisenkarte) studiert und bestellte: „Cilly, bringen Sie mir ein Enbete (Nierenbraten) mit Bekate (Bratkartoffeln) und eine Enelmo (Naturlimonade)!“

Die Cilly sah mich sanft an und flötete: „Heut' spinnen S' wieder amal, Herr Doktor!“

Ich erklärte ihr also meine Wünsche ausführlicher, bat sie außerdem um einen Beboe (Briefbogen) Rufoma (Quartformat), um meinem Gschpufi ein Egetwa (Liebeszeichen) zukommen zu lassen, was infolge meiner angeborenen Esauha (Schreibfaulheit) nur selten geschieht. Bei meinem Gschpufi, der Mihi, durfte ich wohl größeres Sprachverständnis voraussetzen als bei Fräulein Cilly; verbindet mich doch mit Mihi eine jahrelange Gewaume (Geistesverwandtschaft), so daß wir nächsten unser Esberge (silberne Gschpufi) werden feiern können. Ich schrieb also:

Geliebtes Zeitkaha (Zuckerherz)!

Schon unser großer Dichter Bewaue (Wolfgang v. Goethe) sagt: „Nur wer die Eseska (Sehnsucht) kennt, Bewaude (weiß, was ich leide)!“ Und genau so geht es auch mir armen Ugeha (Unglückshuhn). Hast Du ein Herz aus Ememes (Marmorstein)? Weidest Du Dich an meiner Esku (Seelenqual)? Ah, Du bist grausamer wie eine Esnute (Schwiegermutter), und wie der Depeha (Dänenprinz Hamlet) bin ich der Eslei (Selbstentlebung) nahe. Schon bin ich hamuge (halbmeschugge). O, Du mein Telete (Turteltaubchen), geh doch heute abend mit mir in den Kate (Kientopp) oder ins Delete (Deutsches Theater), und ich will ein Kahu (krummer Hund) sein, wenn Du Dich nicht amüsterst! Mit Tegahü (tausend Küßen)

Dein Karlchen.

Das ist der längste und glühendste Liebesbrief, den ich je geschrieben habe, und dennoch — sollte man's glauben — hat mir Mihi daraufhin die Freundschaft gekündigt. Ah, man hat's nicht leicht als Espebe (Sprachbildner)!

Waldvögeleins Singen.

Waldvögelein singet im Frühling so fein,
singet von Jugend und Liebe.
Mein Liebesgeßell ist's, soll's wiederum sein,
— Wenn's Frühling immer nur bleibe. —

Waldvögelein singet zum Himmel hinauf,
bringt meine Trauer zum Schweigen.
Morgen umgibt mich — ich horche darauf,
Vögelein, was tußt du mir geigen?

Du singst und ich seh die verlorene Zeit,
Alles zum Heut aufgestanden.
Es klingt an mein Herz wie Heimatgelaut
fern aus den viellieben Landen.

Heimat, ich komme, ich sehe dich bald,
Sonne mein, warm auf der Heide.
Mein alles, mein Wald, mein rauschender Wald,
sartig in schillerndem Aelde.

Waldvögelein singen allüberall,
ich weiß, was schmeitend sie singen,
von Freude und Liebe ein Jubelschall,
— Heimat, ihr möchtet sie bringen. —

Waldvögelein schweigt, es rauscht noch der Wald.
Rauschen, was sollst du bedeuten?
— Ruhe und Frieden, sie kommen jetzt bald. —
Bald wird die Grabglocke läuten.

Sermann Cilla.

Frühlingsboten.

Von Alwin Rath.

Von Gindow habe ich mich auf dem sandmahelnden Steilweg auf die Höhe der „Gindower Alpen“ mühselig hinaufgearbeitet und stehe nun in dem scharfen Höhenwind der 72 Meter messenden Grate und suche nach ein wenig Schutz vor dem rauhen Bläser, ein wenig Deckung.

Unter mir sinkt ein riesiger Taltrichter in die düstere Tiefe hinab. Kleine Gindower Alpen, Ansätze dazu: Kuppen, Ketten, Plateaus, wie Kinder im Schoße sich noch bergend. Wintertrübes Gras, düsterschwarzes Moos bedeckt mit einer häßlichen Schicht diese Gebirgskinder. An kleinen Kindern von Gebirgsseen flattert dort auch kaltes, raschelnd bisweilen aufgestörtes Schilf.

Aber die Augen dieser kleinen Seenkinder sind blau vor Verzückung über den warmen Glanz, der aus jenem sommerglühenden Türkisgewölbe droben niederhaucht. Ein, zwei Meter bin ich niedergesekletzt an dem Sandhänge des Riesentrichtlers. Hode glücklich in der stillen Wärme hier und lasse mich, wohligher geschlossenen Auges, anstrahlen von dem warmen Auge unserer Mutter droben am Himmel.

Bisweilen, wenn ich die Augen ein wenig öffne, gelockt von einem ungläubhaften Sommerbrummen, wie von einer Hummel, sehe ich auf fröhlich kühner Fahrt kleine Luftschiffer, lachend vor Sonne, vorbeischießen.

Mit seidigem Fallschirm über sich. Flachsblonde Reiselustige aus dem samtigen Samenschoß von Disteln oder aus den kleinen, hauchzarten Windballons des Löwenzahns.

Erstaunt schaue ich ihnen nach. Kein Wintersturm, kein frostgellend Polblasen hat sie losreißen können; aber dieser mollige Mittagsatem, das war der richtige sanfte Werber, es schon zu wagen auf der Fahrt nach eigener Scholle, nach frühlingsfrohem Verwurgen.

Dann höre ich doch wirklich ein Brummen. Schaue hin. Und da ist sie. Stürmisch, daß sie fast wie eine schmale, schwarze Faden- schnur erscheint, segt sie in den Talkessel hinunter. Toll vor Wagemut läuft sie nach der Winterlangeweile in ihrem finstern, kalten Erldoch durch den Sonnenwind, überglimmert vom Wirbelsturm der kleinen Glasflügel, die nicht genug rasen können, nicht genug brummen können, vor Wohlgefallen, vor Freude.

Ein anderes Brummen noch höre ich ab und zu hinter meinen geschlossenen Lidern. Ein kurz abgebrochenes, dunkel knurrendes, seufzerisches. Es ist nicht möglich. Ich starre nach den himmelblau starrenden Augen der Seenkinder hinab. Ich kann es nicht glauben. Dann aber blit ich ins Feld jenseits des Trichters, ob dort nicht der Aidersmann seinen alten Holzpfug gerade wende, wenn es scheinbar dort unten so dunkel knurrt.

Oder schlägt irgendwo jemand im Dorf an ein altes Eisen, daß es so ärgerlich knurrt, wie ein Frosch im Wintersumpf? Und doch, klingt's nicht wie ein ganz unterirdisch Froschknurren, dem noch die Kiefer vom Eis zusammengebacken sind? Knurrt's von dort unten nicht her, wo das graufalte, bürre Schilf sich frostverfroren empor- krauft aus dem laugig schimmernden Sumpfbrand?

Nur ganz selten murr't's herauf. Wie ein Grunzton aus tiefem Schlaf. Wie ein noch müdetrunkenes Murrton über gestörten Winterschlaf. Ich halt fast den Atem an im Lauschen. Betrachte horchend vor meinen Füßen eine kleine eifrige Sandwespe, die mir unscheinbar wird diesem unterirdischen Ton gegenüber, so sehr sie auch ein Wunder ist an diesem Tage schon.

Was schafft sie nur so arbeitswütig, die kleine Schwarze, der das Wangenrot des Eisers dorthin gerutscht ist, wo wir Menschen uns setzen? Stolz emporredend kault sie diesen kleinen Körperteil gen Himmel, ganz schon Lebenskraft und Latenzsturm.

Wie ein Karnidel ausgrabender Dadel schleudert sie vornüber liegend mit den dünnen Bordertätschen wildlebendig den Sand zwischen den Hinterfüßen durch weg, daß eine zarte Staubwolke um sie wirbelt.

Nun ich eine Weile hinschaue, nach dem Knurrer im Sumpfe horche, sehe ich nur noch die lede Hinterleibsteule aus dem Grund emporgeschwungen und darunter pustet der Sandstrahl hervor, wie geblasen.

Jetzt ist sie ganz fort.

Jetzt krabbelt sie rückwärts heraus.

Was macht sie? Born hat sie ein winzig roststreifig Rieselschen eingezängt, — das schießt sie heraus, beiseite, dann spornstreichs wieder hinein. Nachmals retour. Diesmal schleit sie ein Stückchen Aft, zweimal so groß wie ihre eigene Zweizentimeterkleinigkeit.

Was tollt sie nur so hastig und schaffenslustig, die schwarzpelzig Schmale?

Puht ihr schon die schmale Taille von Liebestollheit?

Baut sie schon eine Sandwiege für die Wespensinder? Wie ein gierlich, geschliffen Liebeslied klingt's ja, was sie in frühlings-

hellstem Zitterfingen zu ihrer emigen, renn- und schleuderlustigen Sandminiererei in die blaue Luft schwirren läßt.

Aber darein knurrt es jetzt in solchem Großvaterdase aus dem Sumpf!

So froshartig!

Daß ich im Nu auf und davon bin. In großen Gleitsprüngen, in Wirbeln Sande hinunterstiege. Lautlos am blasenquellenden Morast mich vorneige.

Ganz Hordchen.

Quorads! Quororads! Quooooorads!

Das Zeitalter des Nachträglichen.

Von Hans Klabaunermann.

Unsere fernen Nachkommen werden die liebenswürdige Zeit, in der zu leben wir das Vergnügen haben, die Periode des Nachträglichen nennen. Mit gigantischem Aufwand an Schwweiß und Hirnsand betreiben wir ein riesenhaftes Unternehmen und überlegen uns so gegen Schluß der Arbeit, wo sie nütze gewesen ist. Die militärischen Rüstungen der deutschen Monarchie waren ein solcher gewaltiger Betrieb. Ueber den Zweck gab es verschiedene Auffassungen. Die einen sagten, sie sollten den Frieden bewahren, die andern meinten, wir brauchten sie für den Sieg in einem etwaigen Krieg. Weder den einen noch den anderen Zweck haben sie erfüllt. Das sieht heute jeder. Ein Wesen mit durchschnittlichem Verstand zieht daraus den Schluß, daß sie also überflüssig sind. Indessen wünschen weite Kreise und gerade solche, die infolge wissenschaftlicher Abridung ihren Verstand für erlesen halten, das Wiedererleben des Militarismus zu irgendeinem Zweck, der sich schon noch herausstellen wird. Von 1914 bis 1918 tobte ein Krieg, in dem etwa 10 Millionen Menschen für ein hohes Ziel das Leben gelassen haben. Welches dieses Ziel war, wird nachträglich festgestellt werden. Seit vier Wochen beraten in Genua einige hundert hervorragende Politiker die — ja, Dummheit noch eins, was beraten sie eigentlich? Was sie nicht beraten wollten, darüber hatten sie sich vorher verständigt, die Deutung des augenblicklichen Zwecks bleibt späteren Geschlechtern vorbehalten.

Es gab eine sagenumwobene Zeit, wo wir — zwar wenig, aber immerhin — Zucker hatten. Damals wütete allerdings über uns die Zwangswirtschaft. Zu irgendeinem nachträglichen Zweck wurde sie von irgendeinem weisen Mann wieder abgeschafft. Seitdem gibt es keinen Zucker. In diesem Fall bin ich jedoch in der Lage, schon heute den nachträglichen Zweck einer breiten Dessenlichkeit unter die Nase zu rücken. Zucker essen ist nämlich ein Vöster, das die Volksgeundheit klogig bedroht. Die Volksgeundheit steht natürlich über der Schleckerei, und deshalb läßt die Regierung den Zucker in die Schnapsfabriken rieseln, deren Bedarf für die Sproßpilze am Kurfürstendamm wuchtig ist. Daher ist es auch unverstündlich, warum die Sozialdemokraten die Zwangswirtschaft wieder einführen wollen.

Wir wissen nicht, ob der kommunistische Abgeordnete Kach die Hilfsmittel zu seiner parlamentarischen Tätigkeit aus diesen Vorkörben bezieht. Jedenfalls ist er des Ernstes seiner Verantwortung bewußt. In einer Landtagsabstimmung stellte er vor einigen Tagen neben die Rednertribüne während der Rede eines Abgeordneten eine Schnapsflasche. Ob sie noch ganz gefüllt war, ist mir nicht bekannt. Die übrige Politik der Kommunisten ist ebenfalls auf die zeitgemäße Nachträglichkeit eingestellt. Sie beschränkt sich im allgemeinen auf die Opposition gegen die Mehrheit. Warum, erfahren spätere Geschlechter.

Die Berliner grüne Polizei hat bei den Demonstrationen am Rathaus Qualitätsarbeit geleistet. Ein Polizeioffizier hielt es sogar für angemessen, sich zu dieser hübschen Gelegenheit einen Orden auf die Brust zu pfeilen. Die Sittlichkeit ist ja beliebt, sich bei prunkvollen Festen Uniform und Frack zu vergnügen. Aus diesem Grunde war das Erstaunen der Bevölkerung nicht allzugroß, daß dieser Offizier seinen Schmutz zum Rathausfest angelegt hatte. Da auch einige Bürger mit Bajonetten gekittet wurden, war die Stimmung überhaupt recht gemüthlich.

Im Rahmen dieser kurzen Betrachtung, deren Natur ich hernach erklären werde, ist es natürlich unmöglich, auf alle Vorkommnisse mit Nachträglichkeit einzugehen. Wenn im Deutschen Theater in Berlin ein englisches Stück auf englisch gegeben wird, paßt das durchaus in diese Zeiterscheinung, ebenso wie die Tatsache, daß der Beifall besonders stark gewesen ist. Hätten die Zuschauer etwas von den Vorgängen auf der Bühne begriffen, würden sie nicht so frätig geklatscht haben. Aber so dachten sie, der Nebenmann versteht vielleicht etwas davon und wollten sich daher nicht blamieren.

Wie verheerend die Wohnungsnot nach dem Krieg werden würde, wußte man längst. Infolgedessen kamen die Gegenmaßnahmen auf die Welt, als es zu spät war. Die Wohnungsämter bestehen nun einmal. Unsere Enkel werden einst sehen wozu. Wir wissen es leider nicht. Eine rühmliche Ausnahme macht die Tätigkeit des Reicher Wohnungsamts. Als der Gastwirt Schmollenberg am Freitag seine zwei Zimmer nicht autwillig räumen wollte, schoß ihn ein Polizist einfach tot. Die Zimmer sind dadurch ohne weiteres frei geworden.

Jetzt darf ich auch darüber sprechen, warum ich so zientlich jede Woche meinen Senf dazugebe. Auch ich lebe unter dem Zwang des Nachträglichen. Ich kann also vorläufig nicht sagen, welchen Sinn und Zweck meine lichtvollen Darstellungen eigentlich haben.

Zur Geschichte des Achthundertjahres. Vor mir liegt in Abschrift das „Dienstreglement für das Amt Befehlshaber und die dazugehörigen dienstpflichtigen Communen“. Wo sich die Abschrift befindet ist mir unbekannt, die Abschrift stammt aber offenbar aus der Zeit der Entstehung. Ueber das Alter der Vorschriften gibt uns Aufschluß die Ausfertigung: „Signatum Berlin, den 8. Juli 1768, auf Sr. Königl. Majest. allergn. Specialbefehl v. Mašov, v. Blumenthal, v. Hagen, v. d. (unleserlich)“. Für den, der sich wissenschaftlich mit der Verwaltungsgeschichte oder mit der Wirtschaftsgeschichte des 18. Jahrhunderts befaßt, ist dieses Dienstreglement natürlich äußerst interessant. Man sieht genau, in welcher Weise die Beziehungen einer Domäne, des „Amtes“, zu den zugehörigen dienstpflichtigen Dörfern geregelt waren, wie stark die Dörfer besiedelt zu sein pflegten, wieviel Tage die Bauern zu dienen hatten, und welcher Art diese Dienste waren. Für den Lokalhistoriker der in Frage kommenden Orte sind natürlich die Angaben über die einzelnen Orte von ganz besonderem Interesse.

Was aber heute von allgemeinerem Interesse sein dürfte, ist die Festlegung der Zeit, über die sich die Dienste an einem Tage ausdehnen sollen. Es heißt dort wörtlich an einer Stelle: „Dieser Dienst geschieht von Ostern bis Michaelis von 7 Uhr morgens bis 5 Uhr abends, und von Michaelis bis Ostern von 8 Uhr morgens bis 4 Uhr abends, wobei Ihnen jedesmal von 11 bis 1 Uhr des Mittags zwei Ruhestunden gelassen werden müssen.“

Eine ganz einfache Rechnung ergibt, daß zur Zeit Friedrichs II. die Bauern auf den preussischen Domänen im Sommer nur 8 Stunden am Tage zu arbeiten brauchten, im Winter gar nur 6 Stunden. Daraus ergibt sich, daß der Achthunderttag für die Landwirtschaft eine altpreussische Einrichtung ist.

Die Zahl der menschlichen Zellen. Dr. Fritz Kahn schreibt in seinem neuen Werte „Das Leben des Menschen“: Die Zahl der menschlichen Zellen beträgt rund 30 Billionen, wovon allein 22 Billionen auf die in der Blutzirkulation schwimmenden Blutzellen entfallen. Eine unvorstellbare, an kosmische Maße gemahnende Zahl. 30 Billionen! Würde aus einem Menschen wie aus einem Automaten in jeder Sekunde eine Zelle fallen, so dürfte es gewiß geraume Zeit währen, ehe der Zellautomat Mensch leer geworden. Ein paar Jahre? Oder ein Menschenleben lang? Oder gar noch länger? Eine Billion Sekunden dauern fast 30 000 Jahre, und seit der Geburt Christi ist noch nicht der 15. Teil dieser Sekundenzahl verstrichen. Folglich fielen $30 \times 30\,000 = 900\,000$ Jahre lang Sekunden für Sekunde Zelle aus einem Menschenkörper, ehe der Inhalt seines Leibes entleert wäre. Hätte dieser Vorgang bei einem jener vorgeschichtlichen Menschen begonnen, die noch vor der letzten Eiszeit in Europa in den Höhlen der Dordogne um ihre Feuer saßen, während draußen das Mammut in den Sümpfen brüllte, und sollte dieser Mensch nicht eher sterben, als bis die letzte Zelle seinem Körper entfallen wäre, so lebte er noch heute. Ja, kaum ein einziges Glied seines Körpers ist abgefallen, trotzdem Sekunde für Sekunde 1, 2, 3, 4, ununterbrochen seit jener Eiszeit nach die Zellen aus seinem Körper fallen, er lebt noch immer, und wird noch weiter leben, wenn man die Völker Europas nicht einmal mehr mit Namen nennt, noch 100mal länger als von Karl dem Großen bis heute, und in jeder Sekunde werden wie bisher weiter Tag und Nacht mit der Geschwindigkeit des rastlosen Uhrzeigers die Zellen aus ihm fallen, und noch immer ist die letzte Zelle dieses einen einzigen Menschenkörpers nicht erschienen.

Himmelskunde

Wie groß ist das Milchstraßensystem? Die fortschreitende Beobachtung des Himmelsraumes hat zu der Erkenntnis geführt, daß alle mit unseren Fernrohren sichtbaren Sterne in einem einzigen großen System enthalten sind: dem Milchstraßensystem. Berechnungen, die man über die Ausdehnung dieses Systems angestellt hat, führten zu dem Resultat, daß die Grenze des Sternsystems in der Richtung der Milchstraße in etwa 30 000 Lichtjahren liegt. Neuerdings sind aber durch die Untersuchungen des amerikanischen Astronomen Harlow Shapley, über die Dr. O. Kobl in der „Mensch“ berichtet, die Grenzen des Milchstraßensystems erheblich weiter in den Weltraum hinausgerückt worden. Es zeigte sich, daß die bisher angewandten Methoden viel zu kleine Dimensionen unseres Sternsystems ergeben haben. Für die Berechnung bedient man sich der sogenannten kugelförmigen Sternhaufen, die aus vielen Hunderttausenden von Sternen bestehen und von denen bis jetzt am ganzen Himmel 86 bekannt sind. Die scheinbaren Durchmesser dieser kugelförmigen Sternhaufen sind sehr verschieden; die größten bedecken etwa die gleiche Fläche wie der Vollmond, die meisten sind viel kleiner. Sie kommen fast nur auf einer Hälfte der Himmelskugel vor; in der Nähe der Milchstraße sind sie häufiger als in größerer Entfernung von ihr, fehlen aber in der Milchstraße selbst vollständig. Ueber die Stellung dieser Sternhaufen zum Milchstraßensystem konnte man früher nichts Bestimmtes aussagen. Eine Klärung der Frage, ob sie zu unserem Sternsystem gehören, war nur durch die Bestimmung der Entfernung dieser Objekte von uns möglich.

Shapley hat nun für alle 86 bekannten kugelförmigen Sternhaufen die Entfernungen abgeleitet und dafür Werte erhalten, die

zwischen 21 000 Lichtjahren für den nächsten und 220 000 Lichtjahren für den entferntesten Sternhaufen liegen. Mit Hilfe der so festgestellten Entfernungen und der bekannten Richtungen nach den einzelnen Objekten kann man sich nun ein Bild von der räumlichen Verteilung dieser Gebilde machen. Daß die kugelförmigen Sternhaufen Glieder des Milchstraßensystems sind, wird nicht nur durch ihre Anordnung in hohem Grade wahrscheinlich gemacht, sondern geht auch aus der Tatsache hervor, daß sich alle Kugelfernhaufen mit den Geschwindigkeiten von mehreren hundert Kilometern in der Sekunde auf die Milchstraße hin bewegen. Man ist also dadurch zu der Erkenntnis geführt worden, daß das Milchstraßensystem auch alle kugelförmigen Sternhaufen umfaßt und damit in der Richtung der mittleren Schicht einen Durchmesser von etwa 300 000 Lichtjahren hat, senkrecht dazu einen Durchmesser von etwa 130 000 Lichtjahren. Nimmt man den Mittelpunkt des Gesamtsystems in dem des Systems der Kugelfernhaufen an, so ergibt sich, daß er rund 65 000 Lichtjahre in der Richtung des Sternbildes Carina am südlichen Himmel von der Sonne entfernt ist. Die Sonne steht also sehr exzentrisch zum Gesamtsystem, und daraus läßt sich auch die einseitige Verteilung der Kugelfernhaufen am Himmel ohne weiteres erklären.

Völkerkunde

Ein neu entdecktes Pigmäenvolk. Keine Behörde, keine Regierung, keine Jeremonte, keine Religion, ein sorgloses Völkchen, stütz veranlagt, auch ohne Grund — so beschreibt ein gewisser George B. Bush einen Stamm von nackten, höchstens 4 Fuß hohen Wilden, der noch nie mit Weißen in Berührung gekommen war, außer mit einem spanischen Missionar. Die Leute haufen in dem Grenzgebirge zwischen Columbia und Venezuela und wurden von einer amerikanischen Gesellschaft, die Petroleum suchte, entdeckt. Nach vierzehntägigem Herumirren im Sumpf, erzählt Bush, kamen wir an eine offene Stelle. Da fanden wir Hütten, die ausfahren wie Sofas aus Baumbältern, die man auf Baumpfähle gestellt hatte. Seitenwände gab es nicht. In diesen Behausungen oder unter diesen Dächern wohnten etwa fünfzig kleine rothäutige Indianer, die völlig nackt gingen. Sie waren weder feindlich, noch zeigten sie Furcht. Als wir Platz genommen hatten, umstanden sie uns und gaben grunzende Töne von sich. Sie haben nämlich eine Sprache von massenhaften Kehllauten. Ihr Gesicht trägt die vorstehenden Backenknochen und die schmalen Augen der Mongolen. Bald kamen sie heran und hoben unsere Füße an, sie gaben durch Zeichen zu verstehen, daß unsere Beine ihnen vorliefen wie Waldbäume. Das Hauptwunder war unsere weiße Haut. Wenn einer von uns die Nermel aufstreichte, machten sie sich eifrig heran, um die vermeintliche Farbe herunterzureiben. Dann wollten sie, daß wir die Hemden öffneten, damit sie sahen, ob wir am ganzen Körper so weiß seien. Sie können nur bis 4 zählen; von der Außenwelt wissen sie nichts, verraten aber auch keine Neugierde, etwas zu erfahren. Ihre einzige Waffe sind Pfeil und Bogen. Diese trägt ein Mann immer bei sich, wenn er ausgeht, und er geht nur aus, um Nahrung zu holen. Geduldig steht er dann am Wasser und wartet, bis ein passender Fisch kommt, um ihn mit dem Pfeil zu erlegen. Darin sind sie äußerst geschickt. Im übrigen tun weder Männer noch Weiber etwas. Den Namen des Völkchens teilt der Berichterstatter nicht mit; vielleicht gibt es keinen. Hoffentlich finden die Amerikaner kein Petroleum in der Gegend, sonst wird es mit der Jagd bald aus sein.

Naturwissenschaft

Die Riesensäugtiere Europas. Unser Erdteil hatte früher Elefanten und Rhinocerosse, Höhlenlöwen und Höhlenbären. Nur die Knochen findet man noch im Erdreich. Die Tierarten sind ausgestorben. Hat der Mensch sie ausgerottet? Der Mensch der Steinzeit ernährte sich ja vorzugsweise von der Jagd, er war weder Ackerbauer noch Viehzüchter. Trotz der Primitivität seiner Steinwaffen und seiner Holzspieße bekämpfte er die Tiere der Wildnis, das Anlegen von Fallgruben unterstützte ihn in der Befriedigung seines Fleischbedürfnisses. Diese Tiere hatten gewiß auch andere Feinde, aber das einzige Tier, das systematisch mordet und ausrottet, ist der Mensch. Zu den jagdbaren Tieren gehörten damals auch das Wildpferd und das Rentier; diese haben die böse Zeit überdauert, indem sie oder wenigstens einige Rassen von ihnen zu Haustieren wurden. Aber der Mensch, der die Tiere unbarmherzig verfolgte, ohne ihnen eine Schonzeit zu gewähren, ist doch wohl nicht der Kleinschuldrige. Der Klimawechsel nach der Eiszeit mit ihren Zwischenzeiten ist gewiß einflußreich gewesen. Es folgte erst eine Sieppenzeit, dann allmählich ein Ueberviegen des Waldes, ehe der Mensch das Land in Kultur nahm. An den Zähnen der vorweltlichen Rhinocerosse und Mammute Europas, die man ausgegräbt, findet man oft Zeichen körperlicher Entartung, ungenügende Schmelzgebildung, Umbiegungen der Zahnleisten. Die Skelette verraten, daß Zwergbildungen nichts Seltenes waren. Auch der Höhlenbär tritt zuletzt als Zwergaffe in Erscheinung. So wären diese großen Säuger Europas wohl auch ohne Zutun des Menschen allmählich ausgestorben, aber der Mensch beschleunigte ihr Ende. Der Ur, der Bison, der Elch blieben noch bis in die historischen Zeiten erhalten, wurden aber immer weniger, da der Mensch ihr Gebiet immer mehr einengte. Der Bison ist ein Opfer des Weltkrieges geworden, der die letzten Bestände dieses stolzen Tieres vernichtete.